

*go for bigger goals oder you decide oder no excuses*

Fange leise an, riet mir mein Bruder, als ich ihm erzählte, dass ich etwas zum Linkssein schreiben würde. Ich fragte ihn, was genau er damit meine, und noch während er mir seinen Ratschlag auseinandersetzte, der von einer noch unausgegorenen Idee kritischer Teilhabe ausging, hatte ich mich impulsiv und endgültig für folgenden Einstieg entschieden: Als vor gut einem Jahr mein Erzählband nun doch erscheinen sollte, kam bald schon die quälende Frage der *Quotes* auf, eine Art vorausseilendes Lob des Buches, das vor kulturellem Kapital nur so strotzen, gleichzeitig der Sprache der Werbung abgeguckt sein sollte, um dem Buch den Rücken stärken zu können. Der Verlag, dem ich die Herstellung des Buches, alles Marketing, den ganzen Vertrieb und Verkauf mit nur einem Spalt weit offenen Augen überlassen durfte oder gar sollte und auch wollte, da die Zusammenarbeit mit dem vielgliedrigen Familienkonzern mich zwar neugierig stimmte, mir gleichzeitig aber auch unangenehm, beinahe unheimlich war, kam in dieser Sache nach einigen vergeblichen Anfragen bei großen Autoren, die nie von mir gehört hatten, auf mich zurück: Wüsste ich denn nicht jemanden? Meine Freundschaften, Bekanntschaften, diese wenigen Menschen, die mich und mein Buch unterstützt hatten, sollte ich nun einspeisen in die Maschinerie des Vertriebs.

Und ich bin weit über meinen Schatten gesprungen, mitten hinein in die Scham, jemandem um einen Lobesspruch für mein Buch zu bitten, der gleich auf dem Buch mit veröffentlicht werden könnte; überhaupt die Scham, jemanden um etwas zu bitten, wovor ich, aus welchen unbewussten Sozialisierungen heraus auch immer, wie die Katze vorm Wasser zurückschrecke; ein Sprung auch in die Angst vor einer blamablen Ablehnung, jener oder jene, die mich freundschaftlich unterstützten, könnten es nun, der Öffentlichkeit preisgegeben, nicht mehr tun wollen; vor

allem aber über jenen inneren Widerstand hinweg, so unverhohlen, die Unterstützung, die ich erhalten hatte, noch einmal abzurufen und zu benutzen in diesem völlig anderen Feld des Verkaufs.

Aber ein nüchterner Pragmatismus gebiert zuverlässig Rechtfertigungen, über die eigenen Überzeugungen hinwegzugehen: Mein Band voller nachdenklicher Erzählungen, dazu von einem fröhlichen No-Name, der außer einem Jugendbuch über Mohammed nichts Erwähnenswertes veröffentlicht, nie einen Preis gewonnen, kein Stipendium erhalten hatte, brauchte alle Unterstützung, die ich ihm verschaffen könnte, damit er vielleicht etwas einbringt, mir und dem Verlag, also Aufmerksamkeit und wiederum Lob, was sich zuletzt dann in Geld auszahlen würde, denn Geld ist ja jene nüchtern pragmatische Rechtfertigungsform, die die Mittel heiligt, so ist es doch, so soll es doch sein?

Der Autor tat, was große Autoren tun, er rief *die neue Stimme* aus und überließ die genauere Ausformulierung seines Quotes der Lektorin des Verlags und mir. Mit einem ähnlich nüchternen Pragmatismus, mit dem ich ihn um das Lob gebeten hatte, spielte er mit und tat so, als wäre es das Normalste auf der Welt, obwohl ich einen gewissen Unwillen, eine leichte Abwehr zu spüren glaubte, und bis heute bin ich mir nicht sicher, ob meine Bitte unserer Freundschaft nicht doch einen Schaden zugefügt hat. Es könnte dieser unterschwellige Fatalismus a lá „die Welt ist halt, wie sie ist“ sein, der uns einerseits half, diese nicht ganz einwandfreien Aufgaben schlicht und einfach zu erledigen, der andererseits jedoch das idealistische Moment der Freundschaft mit seinem Schatten zu überdecken begann.

Die Schriftstellerin, die ich als zweites fragte, meinte, sie würde sich gern einen Satz für mich ausdenken, wisse aber nicht wie, denn zu einem "dieses-Buch-ist" sähe sie sich nicht imstande, wenn überhaupt könne sie nur etwas sehr Persönliches schreiben, was sie dann auch tat und so vielmehr mir und weniger dem Vertrieb, dem Verlag oder dem Verkauf einen großen Gefallen tat und gleichzeitig etwas auf eine besondere Weise Wahres sagte.

Es ist etwas Linkes daran, *Ich* in einem relativierendem Sinne zu verwenden und nicht in einem Ansprüche stellenden, Wahrheit verheißenden,

Herrschaft einfordernden, könnte ich jetzt verallgemeinern und trockene, fade Wahrheitsplätzchen auf Zungen legen, in der trügerischen Annahme, dass sie sich mir entgegenstrecken; lieber will ich versuchen, auf ähnlich besondere Weise auf Seiten der Wahrheit zu bleiben.

Da fällt mir ein, dass ein Foto von mir durchs Internet geistert, auf dem ich knieend, mit offenem Mund, Hingabe im Blick, die Hostie erwarte, die mir ein ergrauter Priester im nächsten Moment auf die Zunge legen wird. Auf diesem Foto bin ich blutjung, strahlend blond, kerngesund. Über einige Verstrickungen hatte mich mein Geldwunsch, denn von Not zu sprechen, wäre verfälschend, und der Wunsch, im Jemen an einem sechswöchigen Sprachkurs teilzunehmen, dazu gebracht, bei einem Fotoshooting zum Thema Religion für eine Foto-Kartei mitzumachen. Leicht verdienstes Geld; die Fotos, die dabei herauskamen, interessierten mich nicht und ich habe sie auch nie gesehen, bis dieses eine von einem Bekannten auf einem Tumblr-Blog entdeckt wurde.

So einer bist du also gewesen, dachte ich bei mir, ein schöner Bub, der sich dem Priester entgegenstreckt, um die Hostie zu empfangen, und sich am Ende der ganzen Gottesdiensterei über die Hundert-Mark-Scheine freut, die ihm die Omas und Opas zustecken.

Du hast dir aber aber kein Mofa gekauft, kein Surfbrett, kein Snowboard, kein Skatebord, keine Kletterausrüstung, kein Rennrad, kein MacBook, sagte ich mir mit einem gewissen konsumkritischen Abenteuererstolz in der Stimme, sondern bist in den Jemen gefahren, um von den Jemeniten Arabisch zu lernen.

Mein Priester, um mich ums Hyperbolische nicht herumzudrücken, wurde die Fremde, deren Hostie das Erlebnis ist.

Aber ich bin noch gar nicht bereit, nicht willens, von jener Fremde, als die ich den Jemen erlebte, von jenen Fremden, die mir im Jemen bekannt wurden, und von jenem Fremden, als der ich mich selbst im Jemen erlebte, zu erzählen. Ich will diese Jahre noch nicht zu Stoff verweben, den ich dann zurechtschneide, in Form bringe, verwerte, nutze, nur um einen weiteren

Reisebericht abzuliefern, eine Abenteuergeschichte, eine soziologisch-anmutende Landesstudie, Landschaftsbilder, Porträits der Reichen und Armen, die mir begegneten, Beschreibungen von Bräuchen, die bei mir daheim niemand kennt. Ich will noch nicht, dass mein ganz persönlicher Jemen auf diese Kalaschnikov reduziert wird, die mir dort in die Hand gedrückt wurde, um weit hinaus über eine trockene Hügellandschaft zu schießen, unwissend, wo die Kugel landen und ob sie möglicherweise jemanden treffen würde, wie mir die dänische Polizistin, die denselben Kurs wie ich absolvierte, um in naher Zukunft dänische Islamisten aushorchen zu können, vorwurfsvoll vorhielt und ihren blonden, schönen Kopf über meine Torheit schüttelte.

Versuche es doch, riet mir ein orientalischer Geschichtenerzähler, mit jenem doppeldeutigen Begriff des Dschihads, vielleicht wird er dich aus deinen weitläufigen Serpentinaen, die dich um das Gebirge des Linksseins immer nur kreisen lassen, hinausführen und dir einen Blick auf die Gipfel eröffnen. In der islamischen Dschihad-Lehre, wie ich während meines jahrelangen Islamwissenschaftsstudiums an Martin-Luther-Universität in Halle an der Saale gelernt habe, ist von einem äußeren und einem inneren Dschihad die Rede. Der äußere Dschihad ist der für die Feinde des Islams bedrohliche, denn er bedeutet (verkürzt und ursprünglich), dass ein islamisches Gemeinwesen kriegerisch aktiv wird, um die Grenzen seines Territoriums zu schützen, neues Territorium zu erobern, Einflussspähren zu sichern. Der innere Dschihad hingegen ist die Anstrengung, die eine oder einer auf sich nimmt, um eine gute Muslima oder ein guter Muslim zu sein, was auch immer das für einen konkreten Menschen bedeuten mag.

Von allem islamischen Inhalt entleert würde der Dschihad also einmal die Frage nach dem Aktivismus im Sinne der eigenen Überzeugungen in Bezug auf die Welt stellen und einmal in Bezug auf das Selbst, für das jeder Mensch verantwortlich ist, reimte ich mir zusammen und sah meinem orientalischen Freund mit beschämt ratlosen Augen an.

Vor Allah, so heiÙe es an vielen Stellen der Sunna, wiege der innere Dschihad unvergleichlich viel mehr als der äußere, beschwichtigte er mich großzügig, als wäre ich zwar ein hoffnungsloser Fall, auf den es jedoch im

Ernstfall nicht ankommen würde.

Wir saßen dann noch eine ganze Weile beieinander und sprachen über Islamfeindlichkeit und Fremdenfeindlichkeit im Allgemeinen, über Islamismus und Religion, über die nachvollziehbaren Verlockungen der Idee des Paradieses, denen wir aber nicht nachgeben wollten – darauf tranken wir. Mein Freund skizzierte sogar, ermüdet durch einige Gläser milchigen Arraks, ein islamisches Linkssein, denn das, meinte er, müsse es ja dann auch geben. Zu guter Letzt, erinnere ich mich, verlor sich der Abend im betrunkenen Gerede über das Lyrische im arabischen und im westlichen Erzählduktus.

Um an anderer Stelle noch einmal neu zu beginnen: Letzte Woche noch stand ich an einem weiten Strand zwischen schwarzer Felsenküste am portugiesischen Ozean, stand da und blickte in die Wellen, die mit der einsetzenden Ebbe allmählich an Kraft und Höhe verloren, blickte diese lange Küste entlang, die sich wie eine Wand aus rußigem Eisen vor dem Ozean erhob; etwas Dystopisches, Brutales ging von diesem Bollwerk des Festlands aus, und ich dachte: So also wünschen sich manche die Grenzen Europas. Die Sonne ging unter und der Ozean glitzerte; ich schob meine Füße in den Sand, genoß das leichte Kitzeln von trocknendem Salz auf meiner Haut und hing meinen einfallsarmen Europa-, Mittelmeer-, Flüchtlings-, Was-tun-Gedanken nach, da bemerkte ich eine in einen schwarzen Surfanzug gekleidete Frau, die mit besorgt aufgerissenen Augen tiefer am Strand unentschlossen hin und her lief, plötzlich mich anstarrte, nur für einen Augenblick, dann losrannte zur weit entfernten, anderen Seite des Strandes, wo die Lifeguards saßen, ein Lauf von vielleicht dreihundert Metern.

Die Lifeguards, die nicht zu vergleichen sind, das weiß ich inzwischen, mit unseren Freibad-Bademeistern, kamen herangespurtet. Der muskulöse Schönling drückte mir sein gelbes T-Shirt, seine Trillerpfeife und seine Sonnenbrille in die Hand, weil ich eben alles beobachtend gerade zur Stelle war, zischte ein "watch it" und stürzte sich hinter seinem Kollegen in die mit der Ebbe aufgekommene, reiße Strömung, mit der der *Ribeira de Aljezur*, wie ich später auf einer alternativen Suchmaschine, die mich jedoch

zu Googlemaps weiterleitete, nachgeschlagen habe, in den Ozean mündete.

Ein dünner, langer Kerl, ein Jugendlicher, stand zwischen den Strömungen des Flusses und der Brandung, kam weder vor noch zurück, drei Surfer waren schon auf ihren Brettern zu ihm gepaddelt; die Lifeguards aber schoßen an ihnen vorbei, weiter hinaus, binnen Sekunden hatte ich sie aus den Augen verloren. Da mußte noch einer sein, mutmaßte ich, irgendwo dort draußen, zwischen den goldenen Schaumkronen der Wellenkämme, im Ertrinken begriffen oder an einer ruhigen Stelle zwischen Wirbeln und Stromschnellen ausharrend. Die Zeit dehnte sich aus, Sekunden wurden zu langwierigen Momenten; die Frau in Schwarz blickte voller Sorge über die See, ihre Finger zupften an ihren Lippen, rieben über ihr Kinn, immer wieder lief sie ein paar Meter in die Brandung hinein, wo die Wellen ihre Beine umspülten.

Die ganze Tagesbevölkerung des Strandes stand nun aufrecht, ausgerichtet auf jenen vagen Fluchtpunkt, an dem wir die Lifeguards vermuteten, ein Bild, das mich an Bilder von UFO-Sichtungen über amerikanischen Wüstendörfern erinnerte. Das ist keine Massenbewegung nur ein gleichzeitiger und gleichförmiger Affekt einer Menge Menschen auf ein Geschehen, das sich vor unseren Augen in unmittelbarer Nähe abspielt, überlegte ich. Nach einer halben Stunde begann ich darüber nachzudenken, wie es sein würde, wenn ein verschollen Ertrunkener unseren Badetag beenden würde, wenn wir heimfahren würden, um die Doraden, die wir am Vormittag im Intermarché gekauft hatten, der Leichtigkeit halber im Backofen zu grillen, während die Frau in Schwarz ihr Schwarz nun als Trauerfarbe tragen würde und die Lifeguards unverrichteter Dinge wieder in ihren weißen Allerweltsplastikstühlen sitzen würden, Ausschau haltend nach einer Chance, es beim nächsten Mal besser zu machen; es würde eine Heimfahrt aus einem Abgrund heraus werden.

Nach einer halben Stunde kämpfte sich der jüngere der Lifeguards durch die Brandung, konnte gegenüber den ihm entgegeneilenden Menschen aber nur ratlos die Schultern und offenen Hände heben. Dann stand er hilflos wie wir als Teil des Publikums und starrte hinaus, einen langen wahrscheinlich tiefen Kratzer am Rücken, der allmählich zu bluten anfang, und am ganzen

Körper zitternd, denn das Wasser dieses Ozeans war eiskalt.

Noch eine viertel Stunde später dann, das von manchen nicht mehr erwartete, von vielen erhoffte, von einigen herbeigebetet, von der Frau in Schwarz inständig erflehte Happy End: An die Felsenküste geklammert erkannten wir den Lifeguard und einen kahlköpfigen Mann, die sich in Richtung Ufer zurückarbeiteten.

Die Frau und ihr Mann umarmten sich, und manchem Zuschauer standen wohl die Tränen in den Augen. Der Lifeguard verwies zum Abschied nur ärgerlich auf das Warnschild, das genau diesen Abschnitt des Strandes als Zone höchster Gefahr auswies, um sich augenblicklich um seinen jüngeren Kollegen zu kümmern, der aufgewärmt und verarztet werden musste. Der Anblick der Beiden, als wir endlich, nach abgeschlossener Rettungsaktion, den Strand verließen, wie sie unter ihrem gelben Sonnenschirm saßen, der Ältere den Jüngeren in ein Handtuch gehüllt hatte und seine Wunde mit Mullbinden abtupfte, hatte etwas so traurig Einsames, Schönes, Verlassenenens, er geht mir nicht aus dem Kopf.

"Nur vom Standpunkt einer ausgehöhlten, linken Konvention aus würde sich ein Linkssein überhaupt definieren lassen" – gern würde ich diesen Gedanken einem meiner vielen Gesprächspartner im Gespräch über das Linkssein in den Mund legen, aber es ist doch mein Gedanke, der Gedanke dieses Ichs, das diesen Text entstehen lässt, Textstellen sortiert und verwirft, Sätze streicht, hier und dort glättet, Entscheidungen trifft und das alles um des Textes willen tut und nicht der Idee zu liebe, der dieser Text gewidmet ist.

So habe ich auch das eigentliche Ende der Geschichte des zweiten Quotes ausgelassen, denn auch dieser sehr persönliche Satz gelangte natürlich nur durch die Hände des Verlags auf die Rückseite des Buches, er wurde gekürzt und in Form gebracht. Wurde das Ich der Schriftstellerin dadurch nicht für einen kurzen Zeitraum auf eine rein grammatikalische Größe reduziert? Und müsste ich also nicht fragen, was aus ihrem Ich geworden ist, als es auf dem Buchrücken seinen endgültigen Platz und seine angestrebte Funktion einnahm?

Aber ist es nicht genau andersherum, ist es nicht dieses Ich, von dem du sprichst, dass sich alles, was du gehört, gesehen und gelesen hast, aneignet und umarbeitet, um sich dann in diesem unentwirrbaren Fadengewirr einzurichten wie die Spinne im Netz, fragte mich eine Freundin, mit der ich erst neulich in einem Imbiss am Alexanderplatz saß. Ich antwortete ausweichend, indem ich etwas zum Unterschied zwischen lyrischem-Ich und Alter Ego sagte, verhaspelte mich und begann dann, um uns endgültig auf andere Gedanken zu bringen, ernsthaft zu erzählen, dass das Schreiben wohlmöglich eine Praxis des inneren, linken Dschihads sei, worauf sie genau das antwortete: Ob ich ihr ernsthaft erzählen wolle, dass das Schreiben eine Praxis des inneren, linken Dschihads sei. Vielleicht wollte ich ihr nicht genau das sagen, aber etwas, von dem ich mich scheue wie ein Heerführer auf der Karte des politischen Handelns den Finger daraufzulegen, wollte ich ihr damit sicherlich sagen. Dessen ungeachtet begann sie, mir meine ganze lange Rede vom inneren, linken Dschihad zu zerplücken, dass ich mich zuletzt nur noch schämte und still bei mir wünschte, doch wenigstens in einer linken Partei zu sein, in einem linken Verein, einem linken Hausprojekt, einer linken Selbsthilfegruppe, einer linken Seenothilfsgruppe, einem linken Pornofilmprojekt zur Rettung der Regenwälder, einem linken Jugendklub, wäre ich doch Verkäufer in einem Loseladen, einem Bioladen, der keiner Bioladenkette zugehörig ist, Sozialarbeiter oder Lifeguard, kein Bademeister, wäre ich doch Besetzer, wenigstens ein linke Parolen gröhlender Punk, ein Student der Politikwissenschaften, der sich mit kritischer Theorie, mit französischen Theoretikern, Marx, Zizek, den man mit Hütchen schreibt, mit Butler, Gramsci, Hardt und Negri, Ahrendt, mit den Schriften der Austromarxisten auskennt, wäre ich als Jugendlicher doch bei der Antifa gelandet und nicht auf dem Sportplatz, wäre ich doch über mein Islamwissenschaftsstudium irgendwie in die NGO-Arbeit geschlittert, wäre ich wenigstens Teil eines linken Schreibkollektivs, aber nichts, nichts hatte ich vorzuweisen außer einigen Gedanken über das Linkssein, die ich zum Anlass einer Anthologie, die nicht einmal meine eigene Idee gewesen war, ordnen wollte.

Einmal, hob ich an, ihr zu sagen, stand ich auf einer Bühne, und da war ich noch ein schüchternes, ängstliches Kind, das sich nie getraut hätte, sich



einen knall-rotgefärbten Iro schneiden und färben zu lassen und es sich doch so sehr wünschte, habe alle Scheu von mir geworfen wie einen schweren, geschichtsträchtigen Ledermantel und habe gesungen, geschrien über die Playbackmusik hinweg, mein jahrelanges Lieblingslied, dort in Sachsen, bei Pirna, "Arschloch" habe ich geschrien, gemeinsam mit Farin, Rod und Bela, mit meinen Ferienlagerfreunden, meinen Schwestern und Brüdern, mit all den Linken.

Wir sind doch eh viel zu verstrickt in dieses System, mischte sich ein Mann um die Vierzig ein, der am Nachbartisch über einer Schale Pommes-Rot-Weiß saß. Vom Tag, dem vielen Reden und langen Spazieren müde blickte ich in seine Richtung, als wäre er eine Pappfigur mit aufgedruckter Sprechblase, und ein schwaches Echo des "Arschloch"-Rufs hallte durch meinen Kopf.

Los, sagte meine Freundin und stand auf, auch sie hätte ja noch an einem Text, der um das Linkssein kreiste, zu schreiben. Anscheinend waren ihr während unseres Gesprächs entscheidende Dinge eingefallen. Ein wenig neidisch sah ich ihr zu, wie sie ihr Fahrrad von einem Laternenpfahl abschloss, und erhob mich zuletzt, um mich von ihr noch ein Stück auf dem Weg zur U-Bahn begleiten zu lassen. Zum Abschied wünschten wir uns Glück für unsere Texte und gaben uns das Versprechen, sie uns gegenseitig zu schicken, wären sie ersteinmal fertig. Sie stieg auf ihr Fahrrad und radelte zurück an die Arbeit. Ich entschied mich gegen die U-Bahn und lief noch einen Bogen um den Alexanderplatz herum, bis ich tatsächlich an einer Kreuzung stehen blieb, die von allen Seiten wie verhext auf mich einzureden begann: *Stop War* stand riesig auf einer entglasten, sprengreifen Riesenbarracke, *Go for bigger Goals* am glitzernden Saturngebäude, da war ein Fitnessstudio X und die Türme des Strausberger Platzes, die den Auftakt zur Karl-Marx-Allee, der früheren Stalin-Allee, bildeten, auch den Namen Otto-Braun hatte ich im Geschichtsunterricht schon einmal gehört. Ich wurde plötzlich sehr neugierig auf diese Anthologie, für die sich zwölf Menschen Gedanken über das Linkssein machen würden, und entschied mich nun doch für die U-Bahn, um unterwegs noch schnell eine Seite in Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* zu lesen, die ich seit einigen Wochen immer mal wieder für den Fall der Fälle mit mir herumtrage.